Die Lötträne

Autor(en): **Scarpi, N.O.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **99 (1973)**

Heft 11

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-511628

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Wunder der Sprache

Es sei die Fähigkeit des Menschen, mit Hilfe von systematisch strukturierten Schallwellen zu kommunizieren, das eigentlich Menschliche am Menschen, sagen die Philosophen.

Die Forscher beweisen uns, daß wir schon ab ovo diese Fähigkeit besitzen. Jedes Menschenkind kann sprechen lernen. Bis zum Alter von fünf Jahren haben die meisten von uns gelernt, die komplizierten Mechanismen der Grammatik zu beherrschen.

Die meisten – sagte ich. Es gibt nämlich Ausnahmen, arme Mitmenschen, denen die Möglichkeit, sich sprachlich auszudrücken, abhanden gekommen ist. Auch sie haben einmal gelernt «mamma» zu sagen, sie sind sogar dahin gekommen, ganz normale einfache Sätze zu bilden. Dann sind sie aber krank geworden. Sie haben das Sprechen verlernt.

Man findet solche arme Menschen besonders – und das scheint paradox – in Radio- und Fernsehanstalten.

Die häufigste Erscheinungsform der fürchterlichen Krankheit ist die sogenannte Substantivitis. Die Sprechfähigkeit der von dieser Krankheit Befallenen zeigt eine deutliche Hypertrophie des Substantivgebrauchs und ein völliges Abhandengekommensein des Verb-Wortschatzes. Sie schreiben und reden genau so wie der Telespalter in den oben stehenden Sätzen. Substantivitis-Kranke glauben offenbar, daß höhere Bildung in massenhaft auftretenden Substantiven sich zeige. Diese Meinung ist irrig.

Eine besonders ärgerliche Form der Krankheit ist der Hyper-Germanismus. Diese Kranken können gesprochene und geschriebene Sprache nicht mehr unterscheiden. Alles, was sie sagen, tönt papierig. Man sollte eigentlich meinen, solche Kranke dürften nicht in Medien arbeiten, die vom gesprochenen Wort leben. Leider sind sie allzuhäufig. Eine verständliche, wenn auch unangenehme Mutation des Hyper-Germanismus-Bazillus findet seine Opfer bei Sprechern, die ein gestörtes Verhältnis zu ihrer Muttersprache haben. Befallene sind nicht mehr in der Lage, sich natürlich auszudrücken. Sie sprechen nur noch Hochdeutsch mit leicht schweizerischem Akzent. Das wäre nicht weiter schlimm, leider verlieren solche Individuen aber auch die Fähigkeit, einfache verständliche Sätze zu bilden, und werden dadurch gänzlich unverständlich.

Me sett eigentli meine, das es settigi Lüüt bim Fernsee nöd sett gää. Es gits aber. Vilicht seit ene emal öpper, das mes nöd verstaat. Und vilicht chönt mes au heile, ebe, di säbe Chranke. *Telespalter*

Die Lötträne

Was mit diesem Rätselwort gemeint ist, erfuhr ich unlängst, als ich die Akkumulatorenfabrik in Oerlikon besichtigen durfte. Mein Freund hat dort ein Bureau etwa von der Größe des Zürcher Hauptbahnhofs, und ich mahne ihn bei jedem Besuch, sein Bureau mit Plänen für das Elektromobil zu füllen, damit wir endlich von Gadaffi unabhängig werden.

Diesmal war es ernster, denn er übergab mich einem Mann von erschütternder Sachverständigkeit mit, und so ging ich durch ein Labyrinth und sah Akkumulatoren jeglichen Formats, geradezu eine kleine Ausstellung. Sollte ich einen zum Schreiben benötigen, so versprach man mir einen Rabatt. Aber angesichts dieser Fülle von Nützlichkeit kam man sich als Schreibender unnütz vor.

Besonders tiefen Eindruck machte es mir zu sehen, wie eine Arbeiterin von einer Bleistange immer wieder einen Tropfen auf eine bestimmte Stelle der Akkumulatoren hinunterschmelzen ließ. Und diesen Tropfen nennt der Fachmann «Lötträne».

Leichtfertig meinte ich, man müsse dieses Wort doch mit einem Bindestrich schreiben, sonst klänge es wie eine in einem afrikanischen Dialekt ausgesprochene Latrine. Zur Strafe wurde mir auferlegt, das Rätselwort irgendwie in Reimen unterzubringen.

Da stand ich nun oder saß vielmehr vor einem Tisch, auf dem zwei Pingpongpartien gleichzeitig ausgetragen werden können, und sann, denn ich wollte einen Anschluß an eine literarische Träne haben, und es fiel mir keine ein. Endlich tropfte sie, die Träne, und zwar aus einem nicht allgemein bekannten Gedicht des leider nicht allgemein bekannten Justinus Kerner, das zu einem wunderschönen Lied Schumanns geworden und trotzdem kaum bekannt geworden ist. Es beginnt, aus dem Gedächtnis zitiert, denn ich besitze Kerners Werke nicht und ebenso wenig den zweiten Band Schumannlieder, der es enthält:

Du bist vom Schlaf erstanden und wandelst durch die Au.
Da liegt ob allen Landen der Himmel wunderblau.
Solang du ohne Sorgen geschlummert schmerzenlos –

und nun kommt die Träne:

Der Himmel bis zum Morgen viel Tränen niedergoß –

und mit dieser Zeile beginnend reimte ich weiter:

So heißt's im Lied von Schumann komponiert,
und jeder Mensch davon betroffen wird.
Der eine weint, weil etwas ihn verdroß,
dem andern aber sind die Backen – klitsch! –
von Tränen naß, weil er gelacht bei Millowitsch.
So hilft die Träne uns in allen Nöten,
doch eine wollen wir hier nicht vergessen,
denn dies Gedicht entstand infolgedessen.
Es ist die Träne, die man braucht zum Löten,
Löt-Träne heißt sie und ist kaum geboren,
so lachen helle Tränen die Akkumulatoren.

So hat man denn auch die Nützlichkeit des Schreibens bewiesen, denn es reimt sich zwar leicht auf Akkumulatoren, sie selber aber können es nicht.

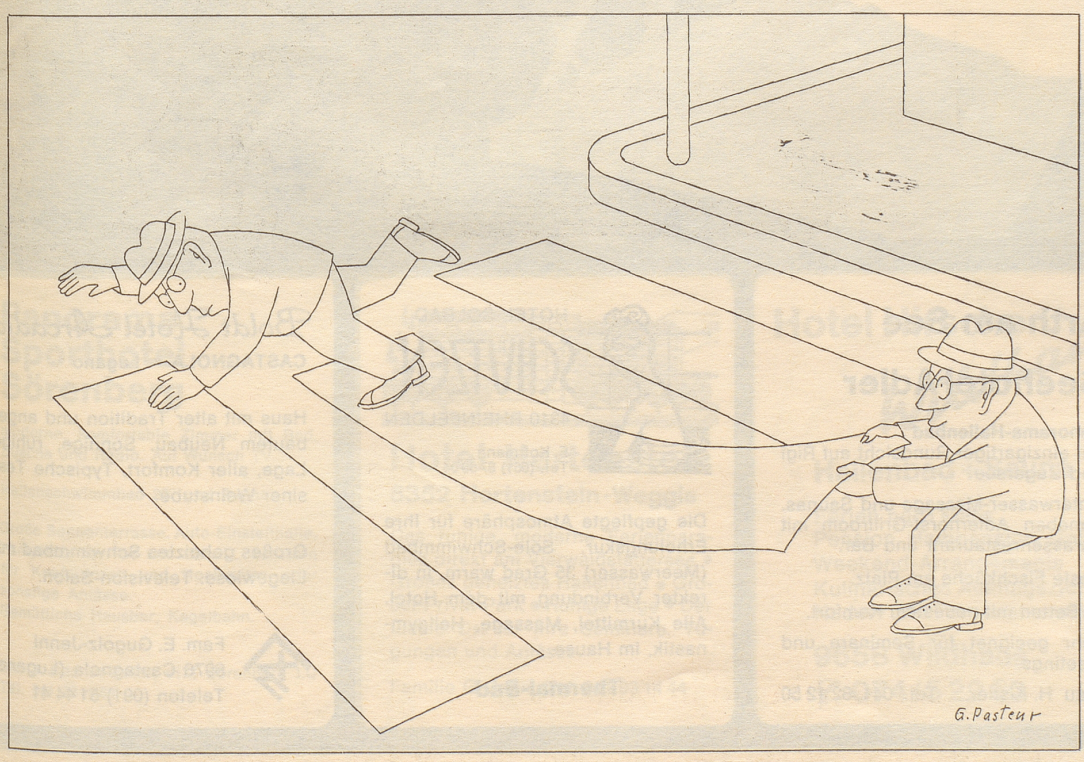
Unterdessen sind mir zahlreiche Tränen aus der Literatur zugeflossen, und eine wenigstens sei zitiert, weil ich mir einbilden kann, daß nicht viele Menschen sich ihrer erinnern:

«Ein schöner Diamant – man nennt es Träne!»

Diese Träne entstammt einem sehr versunkenen Stück, das früher ein Bühnenbestseller war, nämlich der «versunkenen Glocke» von Gerhart Hauptmann.

Ein schöner Diamant ist nun die bleierne Löt-Träne nicht, aber sie muß heute geweint werden, sonst hätten wir keine Akkumulatoren.

Doch die dritte Strophe von Kerners Gedicht sei dem Leser nicht vorenthalten. Sie lautet – ebenfalls aus dem Gedächtnis zitiert:

In stillen Nächten weinet gar mancher aus dem Schmerz,
und morgens dann ihr meinet, stets fröhlich sei sein Herz.

Kauft euch nun den zweiten Band der Schumannlieder und singt, so gut ihr könnt, das Lied, das immerhin etliche bleierne Löt-Tränen aufwiegt. *N. O. Scarpi*